

überwinden (Nr. 147—153). Denn gegenseitige Achtung, Vertrauen und Liebe (zur Sache) in dieser Welt verlangen ausreichende Kenntnisse und die sachliche Fähigkeit zur Verantwortung für den Frieden auf allen Stufen der menschlichen Gesellschaft. Um die Gläubigen wirksam dahin zu bringen, ist es nötig, mit den Worten eines bekannten französischen Weihbischofs zu sprechen, „daß wir Kleriker mit der Schwierigkeit fertig werden, die Laien überhaupt erst einmal zur Kenntnis zu nehmen“. Die Vorleistungen für den Frieden durch gegenseitige Achtung, Vertrauen und Liebe geschehen in absteigender Ordnung: Christus, Papst, Bischöfe, Priester und — Laien. Aber die Laien sollten nicht warten, bis die Pax zu ihnen kommt.

**Daß durch die wirksame Missionstätigkeit der Kirche der Friede Christi allen Völkern gebracht werde. Missionsgebetsmeinung für Dezember 1963**

Die Welt sehnt sich nach Frieden. Die Menschen wissen, welche furchtbaren Gefahren der Zustand des Nicht-Friedens, der ja noch nicht der offene Krieg zu sein braucht, für sie alle birgt. Daher mühen sich die Staatsmänner und Politiker fortgesetzt, die

Voraussetzungen des Friedens zu schaffen und zu stärken. Das gilt nicht nur angesichts der Zwiste, die sich aus dem alles überschattenden Antagonismus zwischen östlicher und westlicher Macht, den Wert- und Ordnungsvorstellungen der freien und kommunistischen Welt ergeben können, sondern auch für alle jene zahllosen Spannungsherde im Tiers Monde Asiens, Afrikas und Lateinamerikas, und zwar nicht nur, weil offene und latente Konflikte innerhalb dieser Völker eine geordnete fruchtbare Entwicklung des sozialen Lebens gefährden oder gar zerstören, sondern weil heute, bedingt durch die umfassende Interdependenz alles politischen und sozialen Geschehens, der an sich räumlich begrenzte Konflikt immer dann zu einem umfassenden weltweiten zu werden droht, wenn eine der beiden Großmächte in solche nationale Konfliktsituationen aktiv eingreift und der Gegner dadurch herausgefordert erscheint. Korea, Kuba, Kongo — letzteres freilich in weit geringerem Maße — sind berechte Beispiele solcher Verkettung.

Aber auch da, wo der Zwangsmechanismus des kalten Krieges nicht ausgelöst wird und zum Ablaufen kommt, ist die Abwesenheit von Frieden und Ordnung für die von diesem Zustand Betroffenen eine schwere Last, eine harte Probe und oft genug Grund zum Zweifeln und zum Verzweifeln. Es sind in den asiatisch-afrikanischen Ländern vor allem drei Faktoren, die den Aufbau stabiler Ordnungen verzögern und den Frieden immer wieder gefährden:

der sogenannte Antikolonialismus, das heißt die Ablehnung alles dessen, was in den Augen der heute unabhängig Gewordenen die legitimen Freiheiten und gewachsenen Ordnungen in der Vergangenheit gemindert oder vernichtet hat, sowie die Ablehnung jener westlichen und östlichen Kräfte und der hinter ihnen stehenden Mentalitäten, die heute scheinbar oder wirklich die neugewonnene Souveränität bedrohen;

die Rivalitäten zwischen Stämmen und Völkern, die, von künstlich gezogenen Grenzen zusammengehalten, um Macht und Vorherrschaft in den neuen Staaten kämpfen; die Verführung der jungen Eliten zur Diktatur und zur Nachahmung von Staats- und Sozialgebilden, die als beispielhaft für erfolgreiche und rasche „Entwicklung“ angesehen werden, mit deren Hilfe wohl Macht entwickelt,

sichtbar und wirksam gemacht werden kann, in denen jedoch Freiheit und Recht zu Grabe getragen werden.

Beispiele für sogenannten Antikolonialismus haben die letzten fünfzehn Jahre genug gelehrt, und auch ihre furchtbaren Auswirkungen sind weithin bekannt geworden. Wir denken an den ehemaligen Belgischen Kongo, an Algerien, Guinea, aber auch an Indonesien und Burma, die Länder des Vorderen Orients, selbst Indien war zeitweilig von jener gefährlichen Krankheit betroffen. Gerechterweise muß freilich hinzugefügt werden, daß die Infiltrierung mit dem gefährlichen Bazillus häufig genug von außen erfolgte. Die Rassenkämpfe in der Südafrikanischen Union, aber auch in Rhodesien, ja selbst das tief verwurzelte Ressentiment der Lateinamerikaner gegenüber den „Yankees“ bezeugen das. Es ist hier nicht der Ort, die Frage nach der Schuld zu stellen, sondern nur festzuhalten, daß die jungen Völker Asiens und Afrikas, sofern sie unter der Krankheit des Antikolonialismus leiden, in ihrer sozialen Entwicklung schwerstens gehemmt, wenn nicht gefährdet sind, weil die dafür notwendige Befriedung der Geister fehlt.

Das gilt in ähnlicher Weise auch für die zweite Quelle des Unfriedens in jenen Ländern, diejenige, die aus der Rivalität zwischen den zu einer „Nation“ zusammengewürfelten Stämmen und Völkerschaften gespeist wird. Die Geschichte lehrt, daß das Zusammenwachsen von Menschen und Gruppen verschiedener Sprachen, Traditionen, Kulturen und Religionen zu einem nationalen Gebilde immer unter schmerzhaften Wehen und schweren Krisen vor sich geht, auch dann, wenn alle Beteiligten guten Willens sind. Der Wille allein reicht nicht immer aus, um die Gegensätze zu überbrücken. Es braucht auch Einsicht, Klugheit und Erfahrung sowie einen gewissen Grundstock an gemeinsamen, von allen respektierten Überzeugungen, ohne die keine Gesellschaft und kein Staat auf die Dauer leben können. In den Wirrnissen des Anfangs fehlen die staatstragenden Tugenden sehr häufig, oder sie sind nur mangelhaft entwickelt; ein Konsens über das, was dem neuen Staat frommt, stellt sich daher nur zögernd, in vielen Fällen gar nicht ein. Wir können hier nur die Kämpfe zwischen Shan und Kashin in Burma als Beispiel erwähnen. In Indonesien sind bis heute die Gegensätze zwischen Javanesen und Bornesen nur mühsam geglättet. In fast allen afrikanischen Staaten herrschen unterschwellig oder auch offen solche Rivalitäten: im Kongo, in Kamerun, Togo, Senegal, Dahomey, im Tschad (Sara), am schlimmsten in dem kleinen, zur Hälfte christlichen Rwanda, wo Mord und Totschlag unter den Hutu, Tutsi und Batwa nun schon seit 1959 wüten.

Es ist klar und den einheimischen Führern durchaus bewußt, daß Hader und Feindschaft, aus welchen Gründen auch immer, die „Entwicklung“ ihrer Länder hemmen. Je langsamer der Prozeß der Evolution vorangeht (was freilich nicht allein durch die genannten Rivalitäten bedingt ist), um so verführerischer wird der Gedanke, mit dem Schwerte der Diktatur alle die gordischen Knoten zu zerschlagen, die das Netz knüpfen, das den Weg zu Aufstieg und Macht sperrt. Statt geduldig zu entwirren, verlangt man rasche Tat. Schnell soll alles gehen, schnell sollen Hunger und Elend beseitigt sein, schnell Heterogenstes zusammengeschweißt werden, schnell nationale Größe und internationales Ansehen. „Schnell“ vermag jedoch nur Zwangsherrschaft, Diktatur, der Wille eines Mannes oder der einer Oligarchie zu handeln, wo allein Besonnenheit, Geduld und Rücksichtnahme gegenüber zahlreichen berechtigten Interessen am Platze wären, soll das Werk der

Entwicklung nicht gefährdet werden. Solches „schnelles“ Handeln heißt in Wirklichkeit „aufräumen“, „rücksichtslos durchsetzen“, „zerschlagen“ — wir kennen das Vokabular der Diktatur. Die Verführung zum Kommunismus in vielen afro-asiatischen Ländern ist groß, nicht so sehr zu seiner Ideologie als zu seinen Methoden, weil sie nachprüfbar in den letzten 50 Jahren erfolgreich waren: Sowjetrußland ist eine Weltmacht, und Rotchina ist auf dem Wege, eine zu werden.

#### *Die Friedensbotschaft des Neuen Testaments*

Die Aufgabe, gesellschaftliche Ordnung und Stabilität durch ein gewisses Maß an Wohlstand zu sichern und andererseits Wohlstand durch eine einfache, aber wirksame Ordnung zu schaffen, erweist sich überall da als bedroht oder undurchführbar, wo Rivalitäten und Ressentiments die Einsicht in das Notwendige verdunkeln. Es ist das ein Dilemma, das sich nicht leicht beheben läßt. (Denn die Schuld ist ja fast immer geteilt.) Es nimmt daher nicht wunder, wenn der Heilige Vater uns auffordert, um ein ganz besonderes Heilmittel — wenn dieser Ausdruck erlaubt ist — zum Wohle der leidgeprüften Völker Asiens und Afrikas zu beten: um den Frieden Christi.

Der Friede, von dem die Allgemeine Gebetsmeinung dieses Monats spricht (vgl. ds. Heft, S. 49), der „unter den Völkern gefördert werden soll“, und der Friede Christi, der, wie die Missionsgebetsmeinung sagt, „allen Völkern gebracht werden soll“, ist das nicht der gleiche Friede? Wäre es so, warum dann die Unterscheidung? Und wenn es nicht der Fall ist, worin unterscheiden sie sich, und warum soll darum gebetet werden, daß die übernatürliche Gabe des Friedens „allen Völkern gebracht“, der „natürliche Friede“ aber „nur“ gefördert werden solle?

Beide Formulierungen stammen noch aus der Feder des verstorbenen Papstes Johannes, und es darf wohl angenommen werden, daß der Unterschied vom Papste sehr wohl erwogen war. Wie schon an anderer Stelle gesagt (vgl. S. 49), ging der Papst bei der Abfassung seiner großen Friedenszyklika von der Überzeugung aus, daß „der Schöpfer der Welt die Ordnung ins Innere des Menschen eingepreßt“ hat (*Pacem in terris*, Nr. 5). Das Gewissen ist danach die gültige Ordnungsnorm, die jeder Mensch von Natur aus in sich trägt. Der Papst kann also auf dieser Basis alle Menschen guten Willens ansprechen und erwarten, daß sie sich mit ihm einigen (Arthur-Fridolin Utz OP, Einleitung zu *Pacem in terris*, S. 72 f., Herder-Bücherei, Bd. 157).

Diese Konzeption des universalen Friedens ist bekanntlich von Augustinus (*De civitate Dei* XIX, 13) entwickelt worden, und zwar zunächst anhand der griechischen und römischen Philosophie. Die *δμόνοια* der Sophisten des 5. vorchristlichen Jahrhunderts ist ihrem Wesen nach Absprache, Kompromiß auf Grund von Einsicht, die römische *pax* das rechte Verhältnis des Menschen zur Gottheit, aber auch dies als Vertrag verstanden (*pax v. pangi*). Bei beiden Vorstellungen ist die Einsicht in das Notwendige erforderlich, und zwar auf Grund natürlicher Erkenntnis.

Der Friede Christi ist das nicht. Er ist nicht das Werk zweier gleichberechtigter Partner, er ist ein Geschenk. Er kann und wird auch da geschenkt werden, wo die Einsicht in die Natur des Menschen und die Ordnung des Sittengesetzes schwer gestört ist. Er ist da das Wunder, die Rettung, Heilung, die unverdiente Gabe, die von Gott kommt. Auch da, wo in bestimmter kritischer Situation Recht und Unrecht scheinbar hoffnungslos verzahnt sind, wo der

menschliche Geist nicht mehr zu unterscheiden vermag — und in einer solchen Situation stehen die Völker der Entwicklungsländer —, vermag der Friede Christi die Herzen der Menschen zu befrieden. Denn wären Krieg und Aufstand nur Haß und Sünde, so schreibt Joseph Comblin in seiner unlängst erschienenen „Theologie des Friedens“ (Styria: Graz/Wien/Köln 1963, 448 S.), dann wäre es leicht, sie zu demaskieren und zu bekämpfen, es bedürfte zur Aufrichtung einer Friedensordnung nicht des Friedens Christi.

Was aber ist der Friede Christi? Befragt man die Evangelien, so ist man zunächst enttäuscht, denn die Zahl der Herrenworte, die den Frieden behandeln, ist beschränkt. Trotzdem ist das Evangelium ganz vom Geiste des Friedens durchdrungen. Daraus ist zu entnehmen — wir folgen hier Comblin —, daß Jesus mehr den Frieden zeigt, daß er ihn mehr lebt, als daß er von ihm spräche. Der Friede Jesu, das ist das Zeichen des Reiches Gottes (Luk. 10, 7—9). Die Apostel verkünden das Reich Gottes, und ihre Zeichen nehmen teil an ihrer Sendung. „Christus bringt der Welt einen neuen Menschentyp. Er schafft Menschen, die neuer Haltungen fähig sind, die den gewöhnlichen Lauf des menschlichen Lebens völlig umkehren. Statt sich von ihren Begierden leiten zu lassen und durch sie in alle Konflikte verwickelt zu werden, werden Menschen geboren, die ihren Begierden freiwillig und systematisch entsagen und die dadurch in sich ein Klima des Friedens und untereinander Bande des Friedens schaffen“ (Comblin, 279 f.). Die Synoptiker sprechen vom Frieden im Zusammenhang mit der Predigt Jesu in Galiläa. Das Evangelium des Johannes sieht den Frieden Jesu ausschließlich im Zusammenhang mit dem Leiden und Tod des Herrn wie seiner Auferstehung (Joh. 13, 31 — 14, 31; 16, 33). Danach ist der Friede der Zustand aller Jünger, der Kirche. Dieser Friede ist begründet im Sieg Jesu über die Welt, über Verfolgung und Tod. Der Friede Christi ist der Friede der Auferstehung. „Sein Preis ist das Kreuz. Der Friedensweg der Kirche und daher auch der Welt ist das Kreuz. Gott ist es, der es erhöht“ (Comblin, 288). Die evangelische Botschaft vom Frieden verkündet, daß es nicht die Christen sein werden, die in der Welt den Frieden schaffen werden, ihn schafft Gott allein.

Der Friede Christi ist danach immer Geschenk, eine Wirklichkeit, die auch der Apostel Paulus bezeugt (bes. im Epheserbrief), denn „Christus ist unser Friede“, er versöhnt, durch seinen Tod hebt er das Gesetz auf (Eph. 2, 1—10). Im Leib der Kirche, dem unvollendeten, dabei aber doch ganz und gar realen Reiche Gottes finden sich Juden und Heiden zusammen. „Der Friede mit Gott, jenseits des Gesetzes und ohne das Gesetz, begründet den Frieden zwischen den beiden Völkern. In dem dritten Volke werden alle Unterschiede aufgehoben sein. Alle sind eins, die eine Kirche“ (Comblin, 354). Die Apostelgeschichte des Lukas lehrt uns das Geheimnis der Kirche, die im Frieden Jesu und in der Versöhnung gestiftete Einheit zwischen Haupt und Gliedern, nicht minder, freilich von einem anderen Ort aus als die paulinischen Briefe: daß der Friede Christi sich in der Kirche verwirklicht. Die Kirche ist die universale Versöhnung, die zeitliche Verwirklichung der *Pax Christiana* (Apg. 7, 26; 9, 31; 10, 38; 15, 33).

#### *Der universale Charakter des Friedens Christi*

Faßt man die Botschaft des Neuen Testaments über den Frieden Christi zusammen, so muß man sagen: Der Friede Christi, das ist die Kirche, „sie ist die zeitliche,

läufige, unvollkommene, aber wirkliche und übernatürliche Gegenwart des Gottesreiches auf Erden“ (Comblin). Die Kirche schafft nicht den Frieden in der Welt. Den stiftet Gott allein. Wohl aber ist *in* ihr der Friede Christi verwirklicht. Denn die Gläubigen, jene, die das Wort empfangen haben, begründen eine neue Gemeinschaft, eine neue Weise, miteinander zu leben. Sie schaffen die konkreten Bande, die keine Philosophie, kein abstraktes Prinzip, Vernunft und Denken unter Menschen, deren Einsicht durch Leidenschaft und Trieb geschwächt ist, schaffen kann. Das unterstreicht auch Papst Johannes, wenn er sagt: „Es handelt sich hier um eine so hohe und so bedeutende Aufgabe, daß der Mensch . . . sie nie erfüllen könnte, wenn er sich nur auf seine eigene Kraft verließ. Daß die menschliche Gesellschaft soweit als möglich ein Abbild des Gottesreiches werde, dazu braucht es dringend der Hilfe des göttlichen Geistes“ (*Pacem in terris*, Nr. 168).

So fordert uns also der Heilige Vater auf, wir möchten darum beten, daß durch eine wirksame Mission der allen sichtbaren Gemeinschaft der Gläubigen unter der Leitung der Apostelnachfolger und des Petrus der geheimnisvolle Leib, das in der Zeit stehende Reich Gottes, die Kirche, den Völkern gebracht werde, weil sie die Gabe Gottes an die Menschheit ist, das Wunder, das heilt, tröstet, versöhnt, auch da noch, wo jeglicher menschliche Wille vergebens ist. Und das wiederum heißt nichts anderes, als daß diese sichtbare Kirche, alle ihre Glieder und Stände, sich die Kraft erfleht, für die Welt das zu sein, was sie nach dem Willen ihres Stifters sein soll: das Instrument Gottes zur Heimholung aller guten Willens, zur Versöhnung, die am Ende der Zeiten vollzogen sein wird. Denn so wie Israel von Gott erwählt ward, adoptiert, nicht um auszuschließen, sondern um heimzuholen, so hat Gott das neue Gottesvolk nur im Hinblick auf das Heil *aller* berufen. Der Friede Christi ist daher seinem Wesen nach letztlich universal, er gehört niemandem wie unveräußerlicher Besitz. Nur dem wird er geschenkt, der das Zeichen unter den Völkern aufrichtet, als Gabe und zur Entscheidung — denn die Menschen wollen den Frieden Gottes nicht —, unbeschadet des Widerspruchs, der sich dagegen erhebt. Nicht aber dem Satten, Trägen, der die Erfolge und apostolischen Eroberungen einer aktiven Minderheit überläßt, der sich in die Gärten seiner Pfarrei zurückzieht und die Welt Welt sein läßt. Das ist Partikularismus, Verrat an der universalen Sendung der Kirche, am Frieden Christi.

## Meldungen aus der katholischen Welt

*Aus dem deutschen Sprachgebiet*

### Situation und Probleme der Katholischen Arbeiterbewegung Österreichs

Auf ihrer zweiten gesamtösterreichischen Studientagung (in St. Pölten, 22. bis 26. Mai 1963) berichtete die Katholische Arbeiterbewegung (KAB) über ihre Situation und ihre Probleme.

Die KAB umfaßt gegenwärtig (nach den Angaben des Bundessekretärs der KAB, Franz Summerauer, der das einleitende Referat hielt) 217 gut arbeitende Aktivistenrunden, 105 Mitgliederrunden mit 14tägigen Zusammenkünften und darüber hinaus ca. 120 Gruppen, die mit der Arbeit gerade begonnen haben. Ihre Mitgliederzahl beträgt 11 500. An der Romfahrt im Mai 1961 nahmen 1690

Arbeiter teil. Die Zeitung „Neuer Arbeiter“ ist von 5800 verkauften Exemplaren im Jahre 1959, dem Jahre der ersten gesamtösterreichischen Tagung, auf 12 100 Exemplare angestiegen. Das sind große Erfolge, besonders wenn man in Betracht zieht, wie weitverbreitet gerade in Österreich die Kirchenfremdheit der Arbeiter ist und wie stark jahrzehntelang die Ressentiments gegen die Kirche waren und zum Teil noch sind; ferner, wie schwer heute die Bevölkerung für etwas anderes als für ihren materiellen Wohlstand zu interessieren ist — was alle Verbände spüren — und wie schwer sich der Arbeiter entschließt, einer weltanschaulich klar ausgerichteten Bewegung anzugehören. Eine sehr geduldige und zähe Kleinarbeit von Mensch zu Mensch war notwendig, um zu diesen Ergebnissen zu kommen. Summerauer betonte, daß der Wirkungsbereich der KAB über die traditionellen christlichen Kreise weit hinausgeht. In 29 Großbetrieben, u. a. in der VOEST, den Stickstoffwerken, bei Böhler und Elin, bestehen Betriebsaktivs der KAB, und ca. 600 KAB-Angehörige sind Betriebsräte, zu welchem Zwecke einige von ihnen in mehrwöchigen Internatskursen der Katholischen Sozialakademie ausgebildet wurden.

Die KAB hat ferner sog. „Dienste“ aufgebaut. Darunter fallen Urlaubsdienste für kinderreiche Familien; ein Spardienst mit 3200 Mitgliedern; die Betreuung der Pendler, besonders in Oberösterreich und für das Burgenland durch Veranstaltung von Pendlerabenden und Herausgabe einer eigenen Zeitung für die burgenländischen Pendler; zwei Arbeiterwohnheime (in Wien für 100 Arbeiter und in Dornbirn für 140); zwei Kindergärten (Wien-Leopoldau und Schattendorf im Burgenland), wobei die Mitglieder der KAB freiwillig mehr als zehntausend Arbeitsstunden geleistet haben.

Hinsichtlich des österreichischen Gewerkschaftsbundes (ÖGB), der 70 Prozent der Arbeiter und Angestellten Österreichs umfaßt, erklärte der Referent, daß die KAB den Gedanken der Einheitsgewerkschaft bejaht und aktiv unterstützt. Außer mehreren Funktionären auf Betriebs-, Landes- und Bundesebene hat die KAB seit einem Jahr einen offiziellen Vertreter im ÖGB. Zur St.-Pöltner-Tagung hatte auch der neue (vorläufige) Gewerkschaftspräsident und Nachfolger von Franz Olah, Anton Benya, ein herzliches Schreiben gerichtet und das gute Klima zwischen ÖGB und KAB hervorgehoben.

Was die internationalen Beziehungen betrifft, so gehört die KAB dem „Internationalen Bund katholischer Arbeiterbewegungen“ an; sie hat seinerzeit den streikenden Arbeitern Spaniens 100 000,— S gespendet, für den Aufbau einer KAB in Chile im Vorjahr 50 000,— S aufgebracht und leistet ähnliches heuer für Bolivien.

### *Schwerpunktbildung in größeren Orten*

Zu den weiteren Plänen der KAB Stellung nehmend, erklärte der langjährige Bundesvorsitzende Josef Steurer, daß der Ausgangspunkt für alle weitere Tätigkeit die Aktivistenrunde ist. Nach den Ergebnissen der empirischen Pfarrsoziologie wären in etwa 1000 österreichischen Pfarren (von insgesamt 2941 Pfarren) KAB-Gruppen zu errichten. Da dies aber unmöglich ist, bildet man Schwerpunkte in den großen Industriegebieten. Dazu seien aber eigene hauptamtliche Bezirkssekretäre notwendig; denn nach aller Erfahrung wird nur dort erfolgreich gearbeitet, wo ein Sekretär oder Führer mindestens ein halbes Jahr am Aufbau einer Gruppe mitarbeitet, vor allem bei der Entwicklung wirksamer Arbeitsmethoden.